

# DISCOURS

*SUR L'ORIGINE ET LES FONDEMENS  
DE L'INEGALITE PARMI LES HOMMES.*

Par JEAN JAQUES ROUSSEAU  
*CITOTEN DE GENEVE.*

Non in depravatis, sed in his quæ bene secundum  
naturam se habent, considerandum est quid sit na-  
turale. ARISTOT. Politic. L. 2.



*A AMSTERDAM,  
Chez MARC MICHEL REY.*

*M D C C L V.*

HFG  
Karlsruhe  
Bibliothek  
Pm  
Rou 70  
0010  
3352 86526

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 1770

Bibliographisch ergänzte Ausgabe 2010

Alle Rechte vorbehalten

© 1998 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart  
Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2010

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken  
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart  
ISBN 978-3-15-001770-8

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)

## Hinweis zu den Anmerkungen

Ich habe diesem Werk einige Anmerkungen beigegeben, meiner trägen Gewohnheit folgend, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen. Diese Anmerkungen entfernen sich manchmal zu weit vom Thema, als daß sie geeignet wären, mit dem Text zusammen gelesen zu werden. Ich habe sie daher an das Ende der Abhandlung gestellt, in der ich nach besten Kräften versucht habe, den geradesten Weg einzuhalten. Diejenigen, die den Mut haben, noch einmal von vorn anzufangen, können sich beim zweiten Mal damit vergnügen, auf den Busch zu klopfen und den Versuch zu machen, die Anmerkungen durchzugehen; es wird wenig schaden, wenn die anderen sie überhaupt nicht lesen.

## Abhandlung

### über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen

#### [Einleitung]

Vom Menschen habe ich zu sprechen, und die Frage, die ich untersuche, lehrt mich, daß ich zu Menschen sprechen werde; denn man wirft nicht derartige Fragen auf, wenn man sich fürchtet, die Wahrheit in Ehren zu halten. Ich werde also die Sache der Menschheit zuversichtlich vor den Weisen vertreten, die mich dazu einladen, und ich werde nicht unzufrieden mit mir selbst sein, wenn ich mich meines Themas und meiner Richter würdig erweise.

Ich erkenne in der menschlichen Gattung zwei Arten von Ungleichheit [*inégalité*]: die eine, welche ich die natürliche [*naturelle*] oder physische [*physique*] nenne, weil sie von der Natur eingerichtet ist, und die im Unterschied des Alters, der Gesundheit, der Kräfte und der Eigenschaften des Geistes oder der Seele besteht; die andere, die man die gesellschaftliche [*morale*]<sup>1</sup> oder politische [*politique*] Ungleichheit nennen kann, weil sie von einer Art Übereinkunft abhängt und durch die Zustimmung der Menschen eingerichtet oder wenigstens gebilligt wird. Die letztere besteht in verschiedenen Privilegien, die einige auf Kosten der anderen genießen, wie reicher, geehrter, mächtiger zu sein als diese oder sich sogar bei ihnen Gehorsam zu verschaffen.

Man kann nicht danach fragen, was die Quelle der natürlichen Ungleichheit ist, weil sich die Antwort in der einfachen Definition des Wortes ausgesprochen finde. Noch weniger kann man danach suchen, ob es nicht eine wesenhafte Verbindung zwischen den beiden Ungleichheiten geben könnte. Denn das hieße mit anderen Worten fragen, ob diejenigen, die befehlen, notwendigerweise mehr wert sind als

diejenigen, die gehorchen, und ob die Stärke des Körpers oder des Geistes, die Weisheit oder die Tugend sich stets in denselben Individuen und in direktem Verhältnis zu deren Macht und zu deren Reichtum befinden: eine Frage, die vielleicht gut dazu ist, unter Sklaven diskutiert zu werden, die von ihren Herren gehört werden, die aber nicht vernünftigen und freien Menschen geziemt, welche die Wahrheit suchen.

Worum handelt es sich also, genau genommen, in dieser Abhandlung? Darum, im Fortgang der Dinge den Augenblick zu bezeichnen, in dem das Recht an die Stelle der Gewalt trat und damit die Natur dem Gesetz unterworfen wurde; darum, zu erklären, durch welches Ineinandergreifen von Wundern der Starke sich entschließen konnte, dem Schwachen zu dienen, und das Volk sich entschließen konnte, eine bloß vorgestellte Ruhe um den Preis wirklicher Glückseligkeit zu erkaufen.

Die Philosophen, welche die Grundlagen der Gesellschaft untersuchten, haben alle die Notwendigkeit empfunden, bis auf den Naturzustand zurückzugehen, aber keiner von ihnen ist dort angelangt. Die einen<sup>2</sup> haben nicht gezögert, dem Menschen in diesem Zustand den Begriff von Recht und Unrecht zu unterstellen, ohne sich um den Nachweis dafür, daß er diesen Begriff gehabt haben müsse, ja nicht einmal dafür, daß er ihm nützlich gewesen sei, zu kümmern. Andere<sup>3</sup> haben von dem Naturrecht geredet, das jeden befugt, zu behalten, was ihm gehört, ohne daß sie erklärten, was sie unter »gehören« verstehen. Wieder andere<sup>4</sup>, die von vornherein dem Stärkeren die Macht [*autorité*] über den Schwächeren einräumten, haben sogleich die Regierung [*gouvernement*] entstehen lassen, ohne die Zeit zu bedenken, die vergehen mußte, ehe der Sinn der Wörter »Macht« und »Regierung« unter den Menschen vorhanden sein konnte. Alle schließlich haben sie, unaufhörlich von Bedürfnis, Habsucht, Unterdrückung, Begierden und Stolz redend, Begriffe auf den Naturzustand [*état de nature*]

übertragen, die sie der Gesellschaft entnommen haben. Sie sprachen vom wilden Menschen [*homme sauvage*] und beschrieben den zivilisiert-bürgerlichen Menschen [*homme civil*]. Den meisten unserer Philosophen ist es nicht einmal in den Sinn gekommen, daran zu zweifeln, ob es den Naturzustand je gegeben hat, während es doch aus der Lektüre der heiligen Bücher offenkundig ist, daß der erste Mensch, da er von Gott Denkvermögen und Gebote empfangen hatte, selbst keineswegs in diesem Zustand war; und daß, wenn man den Büchern des Moses den Glauben schenkt, den ihnen jeder christliche Philosoph schuldet, man es verneinen muß, daß sich die Menschen, selbst vor der Sintflut, jemals im reinen Naturzustand befunden hätten, es sei denn, sie wären durch irgendein außergewöhnliches Ereignis wieder in ihn zurückgefallen: ein Paradox, das sehr schwer zu verteidigen und ganz unmöglich zu beweisen ist.

Beginnen wir also damit, alle Tatsachen beiseite zu lassen, denn sie berühren nicht unsere Frage. Man darf nicht die Untersuchungen, in die man über dieses Thema eintreten kann, für historische Wahrheiten halten, sondern nur für hypothetische und bedingte Überlegungen, die mehr dazu geeignet sind, die Natur der Dinge zu erhellen, als ihren wirklichen Ursprung aufzuzeigen, und die denen ähnlich sind, die unsere Naturforscher alle Tage über die Entstehung der Welt anstellen. Die Religion befiehlt uns zu glauben, daß die Menschen, nachdem Gott selbst sie unmittelbar nach ihrer Erschaffung aus dem Naturzustand herausgeführt hat, ungleich sind, weil er gewollt hat, daß sie es seien; aber sie verbietet uns nicht, Vermutungen, die allein aus der Natur des Menschen und der ihn umgebenden Wesen abgeleitet sind, darüber anzustellen, was aus dem Menschengeschlecht hätte werden können, wenn es sich selbst überlassen geblieben wäre. Das ist es, was man mich fragt und was ich mir in dieser Abhandlung zu untersuchen vornehme. Da mein Thema den Menschen ganz allgemein betrifft, werde ich mich bemühen, eine Sprache zu verwenden,

die allen Völkern angemessen ist; oder vielmehr, indem ich Zeit und Ort vergesse und nur an die Menschen denke, zu denen ich spreche, werde ich mir vorstellen, ich sei im Gymnasium von Athen, und während ich die Lektionen meiner Lehrer wiederholte, hätte ich Männer wie Platon und Xenokrates<sup>5</sup> zu Richtern und das ganze Menschengeschlecht zum Zuhörer.

O Mensch, aus welcher Weltgegend du auch seist, wie deine Meinungen auch immer sein mögen, so höre! Dies ist deine Geschichte, wie ich sie zu lesen glaubte, nicht in den Büchern von deinesgleichen, die Lügner sind, sondern in der Natur, die niemals lügt. Alles, was da von ihr sein wird, wird wahr sein; es wird nichts Falsches geben außer dem, was ich vielleicht vom Meinigen hineingemischt habe, ohne es zu wollen. Die Zeiten, von denen ich reden werde, liegen weit zurück: Wie sehr hast du dich doch verändert gegenüber dem, was du warst! Es ist sozusagen das Leben deiner Gattung, das ich dir nun beschreiben werde, gemäß den Eigenschaften, die du einst empfangen hast und die deine Erziehung und deine Gewohnheiten zwar haben verderben, aber nicht zerstören können. Es gibt – ich fühle es – ein Alter, in dem der individuelle Mensch gern stehengeblieben möchte: Du wirst nach dem Alter suchen, von dem du dir wünschtest, daß deine Gattung darin stehengeblieben wäre. Unzufrieden mit deinem gegenwärtigen Zustand – aus Gründen, die deiner unglücklichen Nachkommenschaft noch größere Unzufriedenheit ankündigen –, möchtest du vielleicht zurückgehen können; und dieses Gefühl muß sich äußern im Lob auf deine ersten Vorfahren, in der Kritik an deinen Zeitgenossen und im Schrecken derjenigen, die das Unglück haben, nach dir zu leben.

## Erster Teil

Wie wichtig es, um den Naturzustand des Menschen richtig zu beurteilen, auch sein mag, ihn von seinem Ursprung an zu betrachten und ihn sozusagen im ersten Embryo der Gattung zu untersuchen, so werde ich doch nicht seine organische Beschaffenheit in ihren aufeinanderfolgenden Entwicklungsphasen verfolgen. Ich werde mich nicht dabei aufhalten, im System der Tiere danach zu suchen, was er am Anfang gewesen sein könnte, um schließlich das zu werden, was er ist. Ich werde nicht untersuchen, ob seine langen Nägel, wie Aristoteles sich denkt, zuerst krumme Krallen waren; ob er wie ein Bär behaart war; und ob, falls er auf allen Vieren ging (c), sein auf den Boden gerichteter und nur wenige Schritte im Umkreis umfassender Blick nicht gleichermaßen Art und Grenzen seiner Vorstellungen bestimmte. Ich könnte über dieses Thema nur vage und fast frei erfundene Vermutungen anstellen. Die vergleichende Anatomie hat noch zu wenige Fortschritte gemacht, die Beobachtungen der Naturforscher sind noch zu unsicher, um auf solchen Fundamenten den Sockel einer soliden Erörterung anzulegen. Ohne auf die übernatürlichen Kenntnisse zurückzutreifen, die wir über diesen Punkt haben, und ohne die Veränderungen zu berücksichtigen, die ebenso in der inneren wie in der äußeren Gestalt des Menschen eingetreten sein müssen in dem Maße, in dem er seine Glieder zu neuen Gebrauchsweisen benutzte und sich von neuen Nahrungsmitteln ernährte, werde ich also annehmen, daß er zu allen Zeiten so gestaltet war, wie ich ihn heute sehe: auf zwei Füßen gehend, sich seiner Hände bedienend, wie wir es mit den unseren tun, seine Blicke auf die gesamte Natur richtend und mit den Augen die weite Ausdehnung des Himmels ermessend.

Indem ich dieses so beschaffene Wesen von allen übernatürlichen Gaben, die es vielleicht empfangen hat, und von allen künstlichen Fähigkeiten, die es nur durch langwierige

Fortschritte erwerben konnte, entblöße; indem ich es, mit einem Wort, so betrachte, wie es aus den Händen der Natur hervorgegangen sein muß, sehe ich ein Tier, das weniger stark ist als die einen, weniger flink als die anderen, alles in allem genommen aber am vorteilhaftesten von allen ausgestattet. Ich sehe es, wie es sich unter einer Eiche sättigt, am erstbesten Bach seinen Durst stillt und sein Lager am Fuß desselben Baumes findet, der ihm sein Mahl gespendet hat; und damit sind seine Bedürfnisse befriedigt.

Die Erde, die ihren natürlichen Fruchtbarkeit überlassen (d) und von ungeheuren Wäldern bedeckt ist, welche niemals die Axt verstümmelt hat, bietet den Tieren jeder Art auf Schritt und Tritt Vorratslager und Zufluchtsorte. Die unter ihnen verstreut lebenden Menschen beobachten ihre Geschicklichkeit, ahmen sie nach und erheben sich so bis zum Instinkt der Tiere, mit dem Vorteil jedoch, daß jede andere Art nur ihren eigenen Instinkt hat, während der Mensch, der vielleicht gar keinen ihm eigentümlichen hat, sie sich alle aneignet, sich auf die gleiche Weise von den meisten der verschiedenen Nahrungsmittel (e) ernährt, welche die anderen Tiere unter sich teilen, und der folglich sein Auskommen leichter findet, als irgendeines von ihnen dies kann.

Von Kind auf an die Unbilden der Witterung und an die Härte der Jahreszeiten gewöhnt, geübt im Ertragen von Erschöpfung und gezwungen, nackt und ohne Waffen ihr Leben und ihre Beute gegen die anderen wilden Tiere zu verteidigen oder ihnen durch die Flucht zu entkommen, bilden die Menschen eine robuste und fast unverwüstliche Körperbeschaffenheit aus. Die Kinder, welche die vorzügliche Konstitution ihrer Väter mit auf die Welt bringen und sie durch dieselben Übungen stärken, die diese Konstitution hervorgebracht haben, erwerben so die ganze Stärke, zu der die menschliche Gattung fähig ist. Die Natur behandelt sie ganz genau so, wie das Gesetz Spartas die Kinder der Bürger behandelt hat: sie macht diejenigen stark und robust, die

eine gute Konstitution haben, und läßt alle anderen umkommen; sie unterscheidet sich hierin von unseren Gesellschaften, in denen der Staat dadurch, daß er die Kinder den Vätern als Last aufbürdet, sie unterschiedslos vor ihrer Geburt tötet.

Da der Körper des Wilden das einzige Werkzeug ist, das er kennt, gebraucht er ihn zu verschiedenen Tätigkeiten, zu denen unsere Körper aus Mangel an Übung nicht mehr fähig sind; unser Erfindungsgeist nämlich raubt uns die Stärke und die Behendigkeit, die zu erwerben ihn die Not zwingt. Würde sein Arm so starke Äste brechen können, wenn er eine Axt gehabt hätte? Würde seine Hand einen Stein mit solcher Wucht werfen, wenn er eine Schleuder gehabt hätte? Würde er so leicht auf einen Baum klettern, wenn er eine Leiter gehabt hätte? Wäre er so schnell im Laufen, wenn er ein Pferd gehabt hätte? Laßt dem zivilisierten Menschen die Zeit, alle seine Maschinen um sich zu versammeln, so wird er zweifellos den wilden Menschen überwinden. Wenn ihr aber einen noch ungleicheren Kampf sehen wollt, so stellt sie nackt und unbewaffnet einander gegenüber, und ihr werdet bald erkennen, welchen Vorteil es hat, alle seine Kräfte unaufhörlich zur Verfügung zu haben, stets auf jedes Ereignis vorbereitet zu sein und sich sozusagen selbst immer ganz mit sich zu führen (f).

Hobbes<sup>1</sup> behauptet, der Mensch sei von Natur aus unerschrocken und trachte nur danach, anzugreifen und zu kämpfen. Ein berühmter Philosoph<sup>2</sup> denkt hingegen, und Cumberland<sup>3</sup> und Pufendorf<sup>4</sup> versichern es ebenfalls, nichts sei so schüchtern wie der Mensch im Naturzustand, er zittere immerzu und er sei bei dem geringsten Geräusch, das er hört, bei der geringsten Bewegung, die er wahrnimmt, bereit zu fliehen. Dies kann wohl hinsichtlich der Dinge, die er nicht kennt, so sein; und ich zweifle nicht, daß er durch alle neuen Anblicke, die sich ihm bieten, jedesmal erschreckt wird, wenn er nicht das körperliche Wohl oder Leid zu unterscheiden vermag, das er von ihnen zu erwar-

ten hat, noch seine Kräfte gegenüber den Gefahren abschätzen kann, die er eingehen muß: Umstände, die jedoch im Naturzustand selten sind, in dem alle Dinge ihren gleichförmigen Gang gehen und in dem das Antlitz der Erde nicht diesen jähren und fortwährenden Veränderungen ausgesetzt ist, welche die Leidenschaften und die Unbeständigkeit der Völker zusammen bewirken. Doch der Wilde, der unter den Tieren verstreut lebt und sich frühzeitig in der Situation befindet, sich mit ihnen messen zu müssen, zieht bald den Vergleich mit ihnen; und indem er fühlt, daß er sie an Geschicklichkeit mehr übertrifft, als sie ihn an Stärke übertreffen, lernt er, sie nicht mehr zu fürchten. Laßt einen Bären oder einen Wolf mit einem Wilden kämpfen, der robust, behend und mutig ist, wie sie es alle sind, und der sich mit Steinen und einem ordentlichen Stock bewaffnet hat, so werdet ihr sehen, daß die Gefahr zumindest wechselseitig ist und daß nach einigen ähnlichen Erfahrungen die wilden Tiere, die sich nicht gern gegenseitig angreifen, auch den Menschen keineswegs bereitwillig angreifen werden, den sie als ebenso grausam kennengelernt haben, wie sie es selbst sind. Was die Tiere betrifft, die wirklich mehr Stärke besitzen, als der Mensch Geschicklichkeit hat, so ist er ihnen gegenüber in der Situation der anderen schwächeren Arten, die freilich nicht aufhören weiterzubestehen. Hierbei hat der Mensch, der zum Laufen nicht weniger befähigt ist als sie und auf den Bäumen eine fast sichere Zuflucht findet, noch den Vorteil, daß er überall das Treffen annehmen oder ausschlagen kann und daß er die Wahl zwischen Flucht und Kampf hat. Fügen wir hinzu, daß es nicht den Anschein hat, als führte irgendein Tier von Natur aus Krieg gegen den Menschen – außer im Fall seiner eigenen Verteidigung oder bei äußerstem Hunger –, oder als bezeugte irgendeines jene heftigen Antipathien gegen ihn, die anzudeuten scheinen, daß die eine Art von der Natur dazu bestimmt ist, der anderen als Nahrung zu dienen.

Dies<sup>5</sup> sind zweifellos die Gründe, weswegen die Neger und die Wilden sich so wenig über die wilden Tiere beunruhigen, denen sie in den Wäldern begegnen können. Die Kariben von Venezuela, unter anderen, leben diesbezüglich in der größten Sicherheit und ohne die geringste Beeinträchtigung. Obgleich sie fast nackt sind, sagt François Coréal, unterlassen sie es nicht, sich kühn, nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, in die Wälder zu wagen; aber man hat niemals sagen hören, daß irgend jemand unter ihnen von den wilden Tieren verschlungen worden wäre.

Andere, furchtbarere Feinde, gegen die der Mensch nicht die gleichen Mittel hat, sich zu verteidigen, sind die natürlichen Gebrechen, die Kindheit, das Alter und die Krankheiten jeglicher Art: traurige Zeichen unserer Schwäche, von denen die beiden ersten allen Tieren gemeinsam sind, während das letztere hauptsächlich dem in Gesellschaft lebenden Menschen eigen ist. Hinsichtlich der Kindheit beobachtete ich sogar, daß es der Mutter, die ihr Kind überall mit sich trägt, sehr viel leichter fällt, es zu ernähren, als den Weibchen der meisten Tiere, die gezwungen sind, unaufhörlich mit großer Mühe hin und her zu wechseln, um an der einen Stelle ihre Nahrung zu suchen und an der anderen ihre Jungen zu säugen oder zu füttern. Es ist wohl wahr, daß, falls die Frau sterben sollte, das Kind in hohem Maße Gefahr läuft, mit ihr zu sterben; aber diese Gefahr ist auch hundert anderen Arten gemeinsam, deren Jungen lange Zeit nicht imstande sind, selber ihre Nahrung suchen zu gehen; und wenn die Kindheit bei uns länger dauert, so ist doch, insofern auch das Leben länger währt, alles in diesem Punkt ungefähr gleich (g), obschon es bezüglich der Dauer des ersten Lebensalters und hinsichtlich der Jungen (h) andere Regeln gibt, die nicht zu meinem Thema gehören. Bei den Greisen, die wenig tätig sind und wenig schwitzen, nimmt der Bedarf an Nahrung mit der Fähigkeit ab, sie zu beschaffen; und da das Leben in der Wildnis von ihnen die Gicht und das Rheuma fernhält und das Alter von allen Übeln

dasjenige ist, welches die menschlichen Hilfeleistungen am wenigsten erleichtern können, verlöschen sie schließlich, ohne daß man bemerkt, daß sie aufhören zu sein, und bei- nah ohne daß sie selbst es bemerken.

Bezüglich der Krankheiten werde ich nicht die nutzlosen und falschen Deklamationen wiederholen, welche die meisten gesunden Leute gegen die Medizin vorbringen; aber ich werde fragen, ob es irgendeine zuverlässige Beobachtung gibt, aus der man schließen könnte, daß in den Ländern, in denen diese Kunst am meisten vernachlässigt wird, die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen kürzer ist als in solchen, in denen sie mit der größten Sorgfalt gepflegt wird. Und wie könnte das auch sein, wenn wir uns selbst mehr Leiden zufügen, als die Medizin uns an Heilmitteln zu liefern vermag? Die äußerste Ungleichheit in der Lebensweise, das Übermaß an Müßiggang bei den einen, das Übermaß an Arbeit bei den anderen; die Leichtigkeit, unsere Begierden und unsere Sinnlichkeit zu erregen und zu befriedigen; die allzu gekünstelten Speisen der Reichen, die sie mit erhitzenden Säften nähren und mit Verdauungsstörungen belasten; die schlechte Nahrung der Armen, die ihnen sogar zumeist noch fehlt und deren Mangel sie dazu verleitet, ihren Magen bei entsprechender Gelegenheit gierig zu überladen; die durchwachten Nächte, die Ausschweißungen jeder Art, die unmäßigen Ausbrüche aller Leidenschaften, die Ermüdungen und Erschöpfungen des Geistes; die Sorgen und Nöte ohne Zahl, die man in allen Ständen erdulden muß und von denen die Seelen fortwährend angeagt werden: das sind die unheilvollen Beweise dafür, daß die meisten unserer Leiden unser eigenes Werk sind und daß wir sie fast alle hätten vermeiden können, wenn wir die Lebensweise – einfach, gleichförmig und allein zu leben – beibehalten hätten, die uns von der Natur verordnet wurde. Wenn sie uns dazu bestimmt hat, gesund zu sein, dann wage ich fast zu versichern, daß der Zustand der Reflexion ein Zustand wider die Natur ist und daß der Mensch, der nach-

denkt, ein entartetes Tier ist. Wenn man an die gute körperliche Verfassung der Wilden denkt – zumindest derjenigen, die wir nicht mit unseren starken Spirituosen zugrundegebracht haben –, wenn man weiß, daß sie fast keine anderen Krankheiten als die Verwundungen und das Alter kennen, dann ist man sehr geneigt zu glauben, daß man leicht die Geschichte der menschlichen Krankheiten schreiben könnte, indem man der Geschichte der zivilen Gesellschaften folgt. Das zumindest ist die Meinung Platons<sup>6</sup>, der hinsichtlich bestimmter Heilmittel, die von Podaleirios und Machaon bei der Belagerung Trojas angewandt und für gut befunden wurden, urteilte, verschiedene Krankheiten, welche diese Heilmittel hervorrufen mußten, seien damals noch nicht unter den Menschen bekannt gewesen; und Celsus<sup>7</sup> berichtet, die heute so notwendige Diät sei erst von Hippokrates<sup>8</sup> erfunden worden.<sup>9</sup>

Bei so wenigen Quellen für Erkrankungen hat also der Mensch im Naturzustand kaum Heilmittel und noch weniger Ärzte nötig; die menschliche Gattung befindet sich auch in diesem Hinblick in keiner schlechteren Lage als alle anderen; und von den Jägern ist leicht zu erfahren, ob sie auf ihren Pirschgängen viele kränkliche Tiere finden. Sie finden etliche, die beträchtliche, doch sehr gut vernarbte Wunden erhalten haben; solche, die Knochen und sogar Glieder gebrochen hatten und ohne einen anderen Chirurgen als die Zeit, ohne eine andere Diät als ihr übliches Leben wiederhergestellt wurden, und die, obgleich sie nicht mit Incisionen gequält, mit Drogen vergiftet und durch Fasten entkräftet wurden, dennoch nicht weniger vollkommen gesundet sind. Und schließlich: wie nützlich auch immer die gut ausgeübte Medizin bei uns sein mag, so steht doch fest, daß der kranke Wilde, der sich selbst überlassen ist und daher allein von der Natur etwas zu erhoffen hat, dafür auch bloß von seiner Erkrankung etwas zu befürchten hat, weswegen seine Lage oft der unseren vorzuziehen ist.

Hüten wir uns also, den wilden Menschen mit den Menschen zu verwechseln, die wir vor unseren Augen haben. Die Natur behandelt alle Tiere, die ihrer Fürsorge überlassen sind, mit einer Vorliebe, die zu zeigen scheint, wie eifersüchtig sie auf dieses Recht bedacht ist. Das Pferd, die Katze, der Stier, sogar der Esel haben in den Wäldern meistens einen höheren Wuchs und allgemein eine robustere Verfassung, mehr Kraft, Stärke und Mut als in unseren Gehöften; sie verlieren die Hälfte dieser Vorzüge, indem sie zu Haustieren werden, und man könnte sagen, alle unsere Sorgfalt, diese Tiere gut zu behandeln und zu ernähren, führe nur dazu, daß sie entarten. Ebenso steht es mit dem Menschen selbst: indem er vergesellschaftet und zum Sklaven wird, wird er schwach, furchtsam, kriecherisch, und seine verweichlichte und weibische Lebensweise schwächt schließlich zugleich seine Kraft und seinen Mut. Fügen wir hinzu, daß der Unterschied zwischen dem wilden und dem gezähmten Zustand beim Menschen noch viel größer sein muß als beim Tier; denn da das Tier und der Mensch von der Natur gleich behandelt worden sind, sind alle die Bequemlichkeiten, mit denen der Mensch sich selbst gegenüber den Tieren, die er zähmt, zusätzlich noch versorgt, ebenso viele besondere Ursachen, die ihn noch merklicher degenerieren lassen.

Kein so großes Unglück für diese ersten Menschen, und vor allem auch kein so großes Hindernis für ihre Erhaltung, sind also die Nacktheit, die Wohnungslosigkeit und die Entbehrung aller jener nutzlosen Dinge, die wir für so nötig halten. Wenn sie keine dichtbehaarte Haut haben, so brauchen sie diese in den warmen Ländern auch nicht; und in den kalten Ländern verstehen sie es bald, sich die der erlegten Tiere anzueignen. Wenn sie nur zwei Füße zum Laufen haben, so haben sie doch zwei Arme, um für ihre Verteidigung und ihre Bedürfnisse zu sorgen. Ihre Kinder lernen vielleicht erst spät und mit Mühe laufen, aber die Mütter können sie mit Leichtigkeit tragen: ein Vorteil, der den an-

deren Arten fehlt, bei denen die Mutter, wenn sie verfolgt wird, sich gezwungen sieht, ihre Jungen im Stich zu lassen oder ihren Schritt nach dem der Jungen zu richten.\* Und schließlich: wenn man nicht jene einzelnen und zufälligen Formen des Zusammentreffens von Umständen annimmt, über die ich im folgenden noch sprechen werde und die sehr wohl niemals eingetreten sein können, so ist jedenfalls klar, daß der erste, der sich Kleider machte oder eine Wohnung baute, sich damit wenig nötige Dinge zulegte, da er bis dahin ohne sie ausgetragen war und man nicht einsieht, warum er als erwachsener Mensch nicht eine Lebensweise hätte ertragen können, die er seit seiner Kindheit ertragen hatte.

Da der Wilde allein, müßig und stets der Gefahr nahe lebt, muß er gerne schlafen und einen leichten Schlaf haben wie die Tiere, die wenig denken und daher sozusagen die ganze Zeit über schlafen, während der sie nicht denken. Insofern seine eigene Erhaltung fast seine einzige Sorge ausmacht, müssen seine am besten ausgebildeten Fähigkeiten diejenigen sein, die zum hauptsächlichen Zweck den Angriff und die Verteidigung haben, sei es, um die Beute zu bezingen, sei es, um sich davor zu schützen, selbst zur Beute eines anderen Tieres zu werden. Hingegen müssen diejenigen Organe, die sich nur durch Verweichlichung und Sinnlichkeit vervollkommen, in einem Zustand der Roheit bleiben, der jede Art von Verfeinerung ausschließt; und da seine Sinne in diesem Punkt geteilt sind, wird er einen Tast- und einen Geschmackssinn von äußerster Derbheit haben, doch einen Gesichtssinn, ein Gehör und einen Geruchssinn von der größten Feinheit. Dieses ist der tierische

\* Es mag hier einige Ausnahmen geben. Zum Beispiel die jenes Tieres in der Provinz Nicaragua, das einem Fuchs ähnlich sieht, das Füße hat wie die Hände eines Menschen und das, nach Coréal, unter dem Bauch einen Beutel besitzt, in den die Mutter ihre Jungen steckt, wenn sie gezwungen ist zu fliehen. Es ist zweifellos dasselbe Tier, das man in Mexiko Tlaquatzin nennt und dessen Weibchen Laët<sup>10</sup> einen ähnlichen Beutel für denselben Gebrauch zuschreibt.<sup>11</sup>

Zustand ganz allgemein, und nach den Berichten der Reisenden ist es auch derjenige der meisten wilden Völker. Da-her braucht man sich nicht zu wundern, daß die Hottentotten vom Kap der Guten Hoffnung mit bloßem Auge Schiffe auf offener See in solcher Entfernung ausmachen wie die Holländer mit ihren Fernrohren; oder daß die amerikanischen Wilden die Spanier aufgrund ihrer Fährten wittern, wie es die besten Hunde hätten tun können; oder auch daß alle diese barbarischen Völker unschwer ihre Nacktheit ertragen, ihren Geschmackssinn mit Pfeffer schärfen und die europäischen Spirituosen wie Wasser trinken.

Bis jetzt habe ich nur den physischen Menschen betrachtet; versuchen wir, ihn nunmehr von der metaphysischen und gesellschaftlich-moralischen Seite [*côté moral*]<sup>12</sup> anzusehen.

Ich sehe in jedem Tier nur eine kunstvolle Maschine, der die Natur Sinne gegeben hat, um sich selbst wieder aufzuziehen und sich bis zu einem bestimmten Grad gegen alles zu schützen, was danach strebt, sie zu zerstören oder in Unordnung zu bringen. Genau dieselben Dinge nehme ich in der menschlichen Maschine wahr, mit dem Unterschied, daß bei den Verhaltensweisen der Tiere die Natur allein alles tut, während der Mensch bei den seinen als frei Handelnder mitwirkt. Jenes wählt oder verwirft aus Instinkt, dieser durch einen Akt der Freiheit, was mit sich bringt, daß das Tier nicht von der Regel abweichen kann, die ihm vorgeschrieben ist, selbst wenn es vorteilhaft für es wäre, dies zu tun, und daß der Mensch oft zu seinem Schaden davon abweicht. So würde eine Taube neben einer mit bestem Fleisch gefüllten Schüssel verhungern und eine Katze auf Haufen von Früchten oder Korn, obgleich sich beide sehr wohl von dem Futter, das sie verschmähen, ernähren könnten, wenn sie auf den Gedanken kämen, davon zu kosten. So überlassen sich die ausschweifenden Menschen Exzessen, die bei ihnen Fieber und Tod verursachen, weil der Geist die Sinne verdirbt und der Wille noch spricht, wenn die Natur schweigt.

Jedes Tier hat Vorstellungen, da es ja Sinne hat; es verbindet sogar seine Vorstellungen bis zu einem bestimmten Punkt, und der Mensch unterscheidet sich in diesem Hinblick vom Tier nur dem Grade nach. Einige Philosophen haben sogar behauptet, daß der Unterschied zwischen diesem und jenem Menschen größer sei als der Unterschied zwischen manch einem Menschen und manchem Tier. Es ist also nicht so sehr der Verstand, der den spezifischen Unterschied des Menschen gegenüber den anderen Tieren bildet, als vielmehr seine Eigenschaft der Handlungsfreiheit. Die Natur befiehlt jedem Lebewesen, und das Tier gehorcht. Der Mensch verspürt denselben Drang, doch er erkennt sich als frei, ihm nachzugeben oder zu widerstehen; und vor allem in dem Bewußtsein dieser Freiheit zeigt sich die Geistigkeit seiner Seele; denn die Physik erklärt auf gewisse Weise den Mechanismus der Sinne und die Bildung der Vorstellungen, aber in dem Vermögen des Wollens oder vielmehr des Wählens und in dem Gefühl dieses Vermögens trifft man nur auf rein geistige Akte, von denen man nichts mit den Gesetzen der Mechanik erklären kann.

Wenn aber die Schwierigkeiten, die alle diese Fragen umgeben, auch einen Raum lassen mögen, über diesen Unterschied zwischen Mensch und Tier zu streiten, so gibt es doch eine andere sehr spezifische Eigenschaft, die beide unterscheidet und über die es keinen Streit geben kann: dies ist die Fähigkeit, sich zu vervollkommen, eine Fähigkeit, die mit Hilfe der Umstände nacheinander alle anderen Fähigkeiten entwickelt und die uns ebenso als Gattung wie als Individuen innewohnt; wohingegen ein Tier nach einigen Monaten das ist, was es sein ganzes Leben lang sein wird, und seine Gattung nach tausend Jahren das, was sie im ersten dieser tausend Jahre war. Warum kann allein der Mensch geistesschwach werden? Liegt es nicht daran, daß er so zu seinem anfänglichen Zustand zurückkehrt und daß – während das Tier, das nichts erworben hat und auch nichts zu verlieren hat, immer mit seinem Instinkt verbunden bleibt

— der Mensch, wenn er durch das Alter oder andere Umstände alles verliert, was seine *Perfektibilität*<sup>13</sup> ihn erwerben ließ, noch tiefer fällt als selbst das Tier? Es wäre traurig für uns, müßten wir zugeben, daß diese charakteristische und fast unbegrenzte Fähigkeit die Quelle allen Unglücks des Menschen ist; daß eben sie ihn, kraft der Zeit, aus dem ursprünglichen Zustand reißt, in welchem er ruhige und unschuldige Tage verleben würde; daß gerade sie — indem sie im Lauf der Jahrhunderte seine Kenntnisse und seine Irrtümer, seine Laster und seine Tugenden zur Entfaltung bringt — ihn auf die Dauer zum Tyrannen seiner selbst und der Natur macht (*i*). Es wäre furchtbar, denjenigen als wohltätiges Wesen preisen zu müssen, der als erster den Anwohner der Ufer des Orinoko zum Gebrauch jener Bretter verleitet hat, welche dieser auf die Schläfen seiner Kinder preßt und die ihnen zumindest einen Teil ihrer Geistesschwäche und ihres ursprünglichen Glücks sichern.<sup>14</sup>

Der Wilde, der von der Natur dem bloßen Instinkt überlassen ist oder vielmehr für den ihm vielleicht fehlenden Instinkt entschädigt worden ist mit Fähigkeiten, die geeignet sind, ihm zunächst den Instinkt zu ersetzen und ihn dann weit über die Natur zu erheben, wird also anfangs mit rein tierischen Reaktionen leben (*j*). Wahrnehmen und Empfinden wird sein erster Zustand sein, der ihm mit allen Tieren gemeinsam ist; Wollen und Nichtwollen, Begehrten und Fürchten werden die ersten und fast einzigen Regungen seiner Seele sein, bis neue Umstände neue Entwicklungen in ihr hervorrufen.

Was auch immer die Moralisten darüber sagen, der menschliche Verstand verdankt vieles den Leidenschaften, die nach allgemeiner Ansicht auch ihm viel verdanken. Durch ihre Aktivität gerade vervollkommenet sich unsere Vernunft; wir suchen zu erkennen, nur weil wir zu genießen begehrn; und es ist nicht möglich, sich vorzustellen, warum einer, der weder Begierden noch Ängste hätte, sich die Mühe machen sollte, nachzudenken. Die Leidenschaften

ihrerseits gewinnen ihren Ursprung aus unseren Bedürfnissen und ihren Fortschritt aus unseren Kenntnissen; denn man kann die Dinge nur aufgrund der Vorstellungen begehrn oder fürchten, die man von ihnen haben kann, oder durch den einfachen Trieb der Natur; und der Wilde, der jeder Art von Erkenntnisvermögen beraubt ist, empfindet nur die Leidenschaften dieser letzteren Art. Seine Begierden gehen nicht über seine physischen Bedürfnisse hinaus (*k*). Die einzigen Güter, die er auf der Welt kennt, sind die Nahrung, ein Weibchen und das Ausruhen; die einzigen Übel, die er fürchtet, sind der Schmerz und der Hunger. Ich sage: der Schmerz, und nicht: der Tod; denn niemals wird das Tier wissen, was Sterben ist; und die Kenntnis des Todes und seiner Schrecken ist eine der ersten Errungenschaften, die der Mensch gemacht hat, als er sich von dem tierischen Zustand entfernte.

Es würde mir leichtfallen, diese Auffassung, wenn nötig, durch Tatsachen abzustützen und zu zeigen, daß bei allen Völkern der Welt die Fortschritte des Geistes genau im Verhältnis zu den Bedürfnissen stehen, welche die Völker von der Natur empfangen oder denen die Umstände sie unterworfen haben, und folglich auch zu den Leidenschaften, die sie dazu getrieben haben, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Ich würde zeigen, wie in Ägypten die Künste entstanden sind und sich mit den Überschwemmungen des Nils ausgebreitet haben, ich würde ihren Fortgang bei den Griechen verfolgen, wo man sie im Sand und auf den Felsen Attikas sprießen, wachsen und bis in den Himmel sich erheben sah, ohne daß sie an den fruchtbaren Ufern des Eurotas hätten Wurzeln schlagen können; ich würde bemerken, daß im allgemeinen die Völker des Nordens fleißiger sind als die des Südens, weil sie weniger darauf verzichten können, es zu sein; als ob die Natur die Dinge dadurch ausgleichen wollte, daß sie den Geisteskräften die Fruchtbarkeit gibt, die sie dem Boden verweigert.

Doch auch ohne auf die ungewissen Zeugnisse der Ge-

schichte zurückzugreifen: wer sieht nicht, daß alles vom Wilden die Versuchung und die Mittel fernzuhalten scheint, seine Wildheit aufzugeben? Seine Einbildungskraft malt ihm nichts aus; sein Herz verlangt nichts von ihm; für seine bescheidenen Bedürfnisse ist ihm alles leicht zur Hand; und er ist so weit von dem Grad an Kenntnissen entfernt, der nötig wäre, um größere Bedürfnisse erwerben zu wollen, daß er weder Voraussicht noch Neugier besitzen kann. Das Schauspiel der Natur wird ihm gleichgültig, weil es ihm so sehr vertraut wird. Es ist immer dieselbe Ordnung, es sind immer dieselben Kreisläufe; er besitzt nicht den Geist, um über die größten Wunder zu erstaunen; und jedenfalls darf man bei ihm nicht nach der Philosophie suchen, die der Mensch braucht, um einmal aufmerksam betrachten zu können, was er alle Tage gesehen hat. Seine Seele, die durch nichts beunruhigt wird, gibt sich dem bloßen Gefühl ihres gegenwärtigen Daseins hin, ohne irgendeinen Gedanken an die Zukunft, wie nah diese auch sein mag; und seine Vorhaben, die so beschränkt sind wie seine Anschauungen, erstrecken sich zeitlich kaum bis zum Ende des Tages. Dies ist auch heute noch der Grad an Voraussicht eines Kariben: er verkauft am Morgen sein Baumwollbett und kommt am Abend weinend wieder, um es zurückzukaufen, weil er nicht vorausgesehen hat, daß er es in der nächsten Nacht brauchen würde.

Je mehr man über diesen Gegenstand nachdenkt, desto mehr vergrößert sich vor unseren Augen der Abstand zwischen den reinen Empfindungen und den einfachsten Erkenntnissen; und es ist unmöglich, sich vorzustellen, wie ein Mensch nur aus eigener Kraft, ohne die Hilfe der Verbindung mit anderen und ohne den Stachel der Notwendigkeit, einen so großen Zwischenraum hätte überspringen können. Wie viele Jahrhunderte waren vielleicht verflossen, bevor die Menschen dahin gelangten, ein anderes Feuer zu erblicken als das des Himmels? Wie viele verschiedene Zufälle waren nötig, damit sie die gewöhnlichsten Gebrauchswei-

sen dieses Elements erlernten? Wievielmal hatten sie es erlöschten lassen, bevor sie die Kunst erwarben, es wieder anzuzünden? Und wievielmal ist vielleicht jedes dieser Geheimnisse mit demjenigen gestorben, der es entdeckt hatte? Was sollen wir von dem Ackerbau sagen, einer Kunst, die so viel Arbeit und Voraussicht verlangt, die von anderen Künsten abhängt, die ganz offenkundig nur in einer wenigstens in den Anfängen bestehenden Gesellschaft zu betrieben ist und die uns nicht so sehr dazu dient, Nahrungsmittel aus dem Erdboden hervorzubringen, die er ohnehin liefern würde, als dazu, ihm Zwänge aufzuerlegen gemäß den Vorlieben, die am meisten nach unserem Geschmack sind. Doch nehmen wir an, die Menschen hätten sich derart vermehrt, daß die natürlichen Erzeugnisse nicht mehr gereicht hätten, um sie zu ernähren: eine Annahme, die, nebenbei gesagt, einen großen Vorteil dieser Lebensweise für die menschliche Gattung bezeichnen würde; nehmen wir weiter an, daß ohne Schmieden und Werkstätten die Geräte für den Ackerbau vom Himmel in die Hände der Wilden gefallen wären; daß diese Menschen den tödlichen Haß bezwungen hätten, den sie alle gegen eine fortgesetzte Arbeit hegten; daß sie gelernt hätten, ihre Bedürfnisse weit genug vorauszusehen; daß sie erraten hätten, wie man den Boden bearbeiten, die Getreidekörner aussäen und die Bäume pflanzen muß; daß sie die Kunst herausgefunden hätten, das Korn zu mahlen und die Trauben gären zu lassen: alles Dinge, die ihnen von den Göttern gelehrt worden sein müssen, weil nicht vorstellbar ist, wie sie sie von selbst hätten erlernen sollen. Welcher Mensch wäre dann aber verrückt genug, sich mit der Bestellung eines Feldes abzumühen, das von dem erstbesten, gleichviel ob Mensch oder Tier, dem diese Ernte gefällt, geplündert wird? Und wie könnte ein jeder sich dazu entschließen, sein Leben mit einer mühsamen Arbeit hinzubringen, bei der er um so sicherer wäre, den Lohn nicht zu ernten, je nötiger er ihn braucht? Mit einem Wort, wie könnte eine solche Situation die Menschen dazu brin-

Vernunft, sieht man ihn immerzu sich unbedacht dem ersten Gefühl der Menschlichkeit überlassen. Bei Aufständen, bei Straßenkämpfen läuft der Pöbel zusammen, der kluge Mensch entfernt sich. Es ist das Gesindel, es sind die Weiber aus dem Markthallen, welche die Kämpfenden trennen und die ehrbaren Leute daran hindern, sich gegenseitig umzubringen.

Mithin steht wohl fest, daß das Mitleid ein natürliches Gefühl ist, das in jedem Individuum die Wirksamkeit der Selbstliebe mäßigt und daher zur gegenseitigen Erhaltung der gesamten Gattung beiträgt. Das Mitleid veranlaßt uns, ohne zu überlegen denjenigen Hilfe zu leisten, die wir leiden sehen; es vertritt im Naturzustand die Stelle der Gesetze, der Sitten und der Tugend, mit dem Vorteil, daß niemand versucht ist, seiner süßen Stimme den Gehorsam zu verweigern; es wird jeden kräftigen Wilden davon abbringen, einem schwachen Kind oder einem gebrechlichen Greis seine mühsam erworbene Nahrung wegzunehmen, wenn er selbst hoffen kann, die seinige anderswo zu finden. Das Mitleid gibt allen Menschen anstelle jener erhabenen Maxime der durch die Vernunft gestifteten Gerechtigkeit: »Handele anderen gegenüber so, wie du willst, daß man dir gegenüber handele«,<sup>28</sup> diese andere Maxime der natürlichen Güte ein, die viel weniger vollkommen, aber vielleicht nützlicher als die vorangehende ist: »Sorge für dein Wohl mit so wenig Schaden für andere wie möglich.« Mit einem Wort: eher in diesem natürlichen Gefühl als in spitzfindigen Argumenten muß man die Ursache für den Widerwillen suchen, den jeder Mensch, sogar unabhängig von den Maximen seiner Erziehung, dagegen empfindet, Übles zu tun. Obwohl es Sokrates und den Geistern seines Schlages zu stehen mag, durch Vernunft Tugend zu erwerben, würde das Menschengeschlecht schon lange nicht mehr bestehen, wenn seine Erhaltung nur von den Vernunftäußerungen derjenigen abhängig gewesen wäre, aus denen es sich zusammensetzt.

Mit so wenig regen Leidenschaften und einer so heilsamen Zügelung waren die Menschen – die eher wild als böse und mehr darauf bedacht waren, sich vor dem Übel zu schützen, das sie erleiden könnten, als versucht, anderen eines zuzufügen – keinen sehr gefährlichen Streitigkeiten unterworfen. Da sie keinerlei Umgang miteinander hatten, da sie folglich weder Eitelkeit noch Ansehen, weder Wertschätzung noch Verachtung kannten; da sie nicht den mindesten Begriff von Mein und Dein hatten, noch irgendeine rechte Vorstellung von Gerechtigkeit; da sie die Gewalttaten, die sie vielleicht erleiden könnten, als ein leicht zu behebendes Übel ansahen und nicht als ein Unrecht, das man ahnen muß; und da sie an Rache nicht einmal dachten – außer vielleicht unwillkürlich und auf der Stelle, wie der Hund, der in den Stein beißt, den man nach ihm wirft –, hätten ihre Auseinandersetzungen selten blutige Folgen gehabt, wenn es dafür keinen empfindlicheren Gegenstand gegeben hätte als die Nahrung. Doch sehe ich einen gefährlicheren, über den ich noch zu reden habe.

Unter den Leidenschaften, die das Herz des Menschen erregen, gibt es eine brennende und ungestüme, die das eine Geschlecht dem anderen notwendig macht: eine schreckliche Leidenschaft, die allen Gefahren trotzt, alle Hindernisse niederreißt, und die in ihrer Raserei geeignet erscheint, das Menschengeschlecht zu zerstören, das sie zu erhalten bestimmt ist. Was muß aus den Menschen werden, die von dieser zügelosen und brutalen Wut gepackt werden und ohne Scham, ohne Zurückhaltung jeden Tag um den Preis ihres Blutes einander ihre Liebschaften streitig machen?

Man muß zunächst einräumen: Je heftiger die Leidenschaften sind, desto nötiger sind Gesetze, um sie in Grenzen zu halten. Aber abgesehen davon, daß die Wirren und Verbrechen, die diese Leidenschaften alle Tage unter uns verursachen, zur Genüge die Unzulänglichkeit der Gesetze in dieser Beziehung zeigen, wäre es überdies gut, zu untersuchen, ob diese Wirren nicht überhaupt mit den Gesetzen

selbst entstanden sind; denn dann – auch wenn letztere imstande wären, jene niederzuhalten – wäre es wohl das mindeste, was man von ihnen verlangen müßte, daß sie einem Übel Einhalt gebieten, das ohne sie gar nicht bestünde.

Beginnen wir damit, in dem Gefühl der Liebe das Geistig-Seelische [*le moral*]<sup>29</sup> vom Physischen [*le physique*] zu unterscheiden. Das Physische ist jenes allgemeine Begehrten, das ein Geschlecht antreibt, sich mit dem anderen zu vereinigen. Das Geistig-Seelische ist das, was dieses Begehrten festlegt und es ausschließlich an einen einzigen Gegenstand bindet oder was ihm zumindest für diesen bevorzugten Gegenstand einen höheren Grad an Energie zuführt. Nun ist aber leicht zu sehen, daß das Geistig-Seelische der Liebe ein künstliches Gefühl ist, das aus der Gewohnheit in der Gesellschaft entsprungen ist und von den Frauen mit viel Geschick und Sorgfalt feierlich gepflegt wird, um solcherart ihre Herrschaft zu errichten und dasjenige Geschlecht zum regierenden zu machen, das gehorchen sollte. Insofern dieses Gefühl auf bestimmten Begriffen des Verdienstes oder der Schönheit beruht, die zu haben ein Wilder gar nicht imstande ist, und auf Vergleichen, die er gar nicht ziehen kann, muß es für ihn beinah nichtig sein. Da nämlich sein Geist sich keine abstrakten Begriffe von Regelmäßigkeit und Proportion zu bilden vermochte, ist auch sein Herz nicht zu den Gefühlen von Bewunderung und Liebe fähig, die, sogar ohne daß man es bemerkte, aus der Anwendung dieser Begriffe hervorgehen. Er gehorcht allein dem Temperament, das er von der Natur erhalten hat, und nicht dem Geschmack, den er gar nicht erwerben konnte; und jede Frau ist ihm recht.

Auf das rein Physische der Liebe beschränkt und aus Unkenntnis jener Bevorzugungen, die das Gefühl der Liebe aufzuhören und ihre Schwierigkeiten vermehren, zur Genüge glücklich, müssen die Menschen weniger oft und weniger lebhaft die Hitze ihres Temperaments verspüren und folglich miteinander seltener und weniger grausame Strei-

tigkeiten austragen. Die Einbildungskraft, die so viele Verheerungen unter uns anrichtet, spricht nicht zu den Herzen der Wilden. Jeder erwartet friedlich den Trieb der Natur, gibt sich ihm ohne Wahl hin, mehr mit Vergnügen als mit Raserei; und wenn das Bedürfnis befriedigt ist, dann ist die ganze Begierde erloschen.

Es ist mithin eine unbestreitbare Tatsache, daß sogar die Liebe, wie alle anderen Leidenschaften, erst in der Gesellschaft jenes ungestüme Feuer erworben hat, das sie so oft unheilvoll für die Menschen macht; und es ist um so lächerlicher, die Wilden so darzustellen, als würden sie sich, um ihre Brutalität auszuleben, ohne Unterlaß gegenseitig umbringen, als diese Meinung im direkten Gegensatz zur Erfahrung steht und die Kariben als dasjenige unter allen bestehenden Völkern, das sich bis jetzt am wenigsten vom Naturzustand entfernt hat, gerade in ihren Liebesverhältnissen am friedlichsten und am wenigsten der Eifersucht unterworfen sind,<sup>30</sup> obgleich sie in einem brennend heißen Klima leben, das diesen Leidenschaften stets eine größere Wirksamkeit verleiht.

Hinsichtlich der Folgerungen, die man bei mehreren Tierarten aus den Kämpfen der Männchen ziehen könnte, die jederzeit unsere Hühnerhöfe mit Blut besudeln und die im Frühling, wenn sie sich um das Weibchen streiten, die Wölde von ihren Schreien widerhallen lassen, muß man zuerst alle Arten ausschließen, bei denen die Natur offenkundig durch das Verhältnis der Stärke zwischen den Geschlechtern andere Beziehungen gestiftet hat als bei uns: somit ergibt sich aus den Hahnenkämpfen keinerlei Schlußfolgerung in bezug auf die menschliche Gattung. Bei den Arten, bei denen das Verhältnis besser gewahrt ist, können diese Kämpfe nur die Knappheit der Weibchen in Anbetracht der Zahl der Männchen zur Ursache haben oder die enthaltsamen Zwischenzeiten, in denen das Weibchen die Annäherung des Männchens beständig zurückweist, was wieder auf die erste Ursache hinausläuft; denn wenn jedes Weibchen das Männ-

chen nur zwei Monate im Jahr duldet, ist das im Hinblick auf ihre Knappheit so, als ob die Anzahl der Weibchen um fünf Sechstel geringer wäre. Nun ist keiner der beiden Fälle auf die menschliche Gattung anwendbar, bei der die Zahl der Weibchen im allgemeinen die der Männchen übersteigt, und bei der man, selbst unter den Wilden, niemals beobachtet hat, daß die Weibchen, wie die anderen Arten, Zeiten der Brunst und der Enthaltsamkeit hätten. Zudem kommt es bei mehreren dieser Tierarten, da die gesamte Art auf einmal in Wallung gerät, zu einer schrecklichen Zeit der allgemeinen Liebeswut, des Aufruhrs, der Unordnung und des Kampfes: ein Zeitpunkt, der bei der menschlichen Gattung, bei der die Liebe niemals periodisch auftritt, gar nicht vorkommt.<sup>31</sup> Man kann also nicht aus den Kämpfen bestimmter Tiere um den Besitz der Weibchen schließen, daß dasselbe bei dem Menschen im Naturzustand eintrate; und selbst wenn man diesen Schluß ziehen könnte, müßte man, da diese Zwistigkeiten die anderen Arten keineswegs vernichten, wenigstens annehmen, daß sie für die unsere nicht unheilvoller wären; und es ist ganz augenscheinlich, daß sie im Naturzustand weniger Verheerungen noch anrichten würden, als sie es in der Gesellschaft tun, vor allem in den Ländern, in denen die Sitten noch etwas gelten und daher die Eifersucht der Liebhaber und die Rache der Ehemänner jeden Tag Duelle, Morde und noch Schlimmeres verursachen; in denen die Pflicht zu ewiger Treue nur dazu dient, Ehebrüche herbeizuführen, und in denen sogar die Gesetze der Enthaltsamkeit und der Ehre notwendigerweise die Ausschweifung verbreiten und die Abtreibungen vermehren.

Schließen wir daraus, daß der Wilde ohne Gewerbefleiß, ohne Sprache, ohne Wohnstätte, ohne Krieg und ohne jedes Bedürfnis nach seinen Mitmenschen sowie ohne jede Begierde, diesen zu schaden, vielleicht sogar ohne jemals irgendeinen von ihnen einzeln wiederzuerkennen, in den Wäldern umherschweifend, dabei wenigen Leidenschaften

unterworfen und sich selbst genügend, nur die Gefühle und Erkenntnisse hatte, die für diesen Zustand geeignet waren; daß er nur seine wirklichen Bedürfnisse verspürte, nur das ansah, was zu sehen ihm von Interesse schien, und daß seine Intelligenz keine größeren Fortschritte machte als seine Eitelkeit. Wenn er zufällig eine Erfindung machte, vermochte er sie um so weniger mitzuteilen, als er nicht einmal seine Kinder kannte. Jede Kunstfertigkeit ging mit ihrem Erfinder unter. Es gab weder Erziehung noch Fortschritt; die Generationen folgten nutzlos aufeinander; und indem jede von demselben Punkt ausging, verflossen die Jahrhunderte in der ganzen Roheit der ersten Zeiten; die Gattung war schon gealtert, doch der Mensch blieb immer noch Kind.

Wenn ich mich so lange über die Hypothese dieses ursprünglichen Zustandes verbreitet habe, so deshalb, weil ich alte Irrtümer und eingewurzelte Vorurteile aufzulösen hatte und daher geglaubt habe, ich müsse bis an die Wurzel graben und an dem Bild des wirklichen Naturzustandes zeigen, wie weit die Ungleichheit, sogar die natürliche, davon entfernt ist, in diesem Zustand so viel Realität und Einfluß zu haben, wie unsere Schriftsteller behaupten.

In der Tat ist leicht zu sehen, daß unter den Unterschieden, die sich zwischen den Menschen auftun, etliche als natürlich gelten, die allein das Werk der Gewohnheit und der verschiedenen Lebensweisen sind, welche die Menschen in der Gesellschaft annehmen. So geht eine kräftige oder zarte Körperförmung und die Stärke oder die Schwäche, die davon abhängen, oft mehr auf die harte oder weichliche Weise zurück, in der man erzogen worden ist, als auf die ursprüngliche Körperbeschaffenheit. Ebenso verhält es sich mit den Kräften des Geistes; und die Erziehung setzt nicht nur einen Unterschied zwischen den gebildeten Geistern und jene, die es nicht sind, sondern sie vergrößert auch den unter den ersten bestehenden Unterschied nach dem Maß ihrer Bildung; denn wenn ein Riese und ein Zwerg auf derselben Strafe gehen, wird jeder Schritt, den sie beide tun, dem Rie-

sen einen erneuten Vorsprung verschaffen. Wenn man nun die erstaunliche Vielfalt der Erziehungsformen und Lebensweisen, die in den verschiedenen Ständen des zivilisierten Zustandes herrscht, mit der Einfachheit und Gleichförmigkeit des tierischen und wilden Lebens vergleicht, in dem alle sich von den gleichen Nahrungsmitteln ernähren, auf die gleiche Weise leben und genau die gleichen Dinge tun, dann wird man verstehen, um wieviel geringer der Unterschied zwischen Mensch und Mensch im Naturzustand sein muß als im Gesellschaftszustand und um wieviel die natürliche Ungleichheit in der menschlichen Gattung durch die gesellschaftlich eingerichtete Ungleichheit vergrößert sein muß.

Aber auch wenn die Natur bei der Verteilung ihrer Gaben so viele Bevorzugungen erweisen würde, wie man behauptet, welchen Vorteil könnten dann die am meisten Begünstigten zum Nachteil der anderen daraus ziehen, bei einem Stand der Dinge, der fast keine Art von Beziehung zwischen ihnen zuließe? Dort, wo es keine Liebe gibt, wozu kann da die Schönheit nützen? Wozu kann der Geist Leuten dienen, die nicht sprechen können, und wozu die List solchen, die mit niemandem Geschäfte haben? Man wiederholt mir immerzu, die Stärkeren würden die Schwächeren unterdrücken; aber man möge mir doch erklären, was man mit dem Wort »Unterdrückung« sagen will. Doch wohl dieses: daß die einen mit Gewalt herrschen, während die anderen allen ihren Launen ausgeliefert sind und darunter stöhnen. Das aber ist genau das, was ich unter uns beobachte; doch sehe ich nicht, wie sich solches von den Wilden sagen lassen könnte, denen man sogar nur mit beträchtlicher Mühe begreiflich machen könnte, was Knechtschaft und was Herrschaft eigentlich ist. Ein Mensch mag sich wohl der Früchte, die ein anderer gesammelt hat, sowie des Wildes, das dieser erlegt hat, und der Höhle, die ihm als Zufluchtsort diente, bemächtigen; aber wie wird er es jemals zustande bringen, sich von ihm Gehorsam leisten zu lassen; und welcher Art sollten die Ketten der Abhängigkeit unter

Menschen sein, die nichts besitzen? Wenn man mich von einem Baum wegjagt, so steht es mir frei, zu einem anderen zu gehen; wenn man mich an dem einen Ort mißhandelt, wer will mich hindern, anderswohin zu gehen? Findet sich denn ein Mensch, der mir an Stärke hinreichend überlegen und auch noch verderbt genug, faul genug und roh genug ist, um mich zu zwingen, für seinen Unterhalt zu sorgen, während er selbst müßig bleibt? Er muß sich entschließen, mich keinen einzigen Augenblick unbeobachtet zu lassen, mich während seines Schlafes mit sehr viel Sorgfalt gefesselt zu halten, aus Furcht, ich könnte davonlaufen oder ihn töten; das heißt, daß er freiwillig eine viel größere Mühe auf sich nehmen muß als die, welche er vermeiden will, und auch als die, welche er mir selber bereitet. Aus all dem folgt: Läßt seine Wachsamkeit einen Augenblick nach oder veranlaßt ihn ein unvorhergeschenkes Geräusch, den Blick abzuwenden, so laufe ich zwanzig Schritte in den Wald, meine Ketten sind gesprengt, und er sieht mich zeit seines Lebens nicht wieder.

Ohne daß wir diese Einzelheiten unnötig weiter vertiefen, muß jeder sehen, daß – insofern sich die Fesseln der Knechtschaft nur aus der gegenseitigen Abhängigkeit der Menschen und den wechselseitigen Bedürfnissen, die sie vereinigen, bilden – es unmöglich ist, einen Menschen zum Knecht zu machen, ohne ihn vorher in die Lage versetzt zu haben, daß er nicht ohne einen anderen auskommen kann: eine Situation, die im Naturzustand nicht vorhanden ist und daher dort jeden vom Joch frei sein läßt und das Gesetz des Stärkeren wirkungslos macht.

Nachdem ich bewiesen habe, daß die Ungleichheit im Naturzustand kaum spürbar ist und daß sie dort fast keinen Einfluß hat, bleibt mir noch, ihren Ursprung und ihre Ausbreitung in den aufeinander folgenden Entwicklungsstadien des menschlichen Geistes zu zeigen. Nachdem ich gezeigt habe, daß die *Perfektibilität*, die sozialen Tugenden und die anderen Fähigkeiten, die der Naturmensch der Möglichkeit

nach erhalten hatte, sich niemals von selbst hätten entwickeln können, sondern daß sie dafür das zufällige Zusammenspielen mehrerer äußerer Ursachen benötigten, die ebensowohl niemals hätten eintreten können und ohne die er ewig in seinem ursprünglichen Zustand geblieben wäre, habe ich noch die verschiedenen Zufälle zu betrachten und zusammenzustellen, welche die menschliche Vernunft vervollkommen konnten, indem sie die Gattung verdarben, die ein Wesen böse werden lassen konnten, indem sie es gesellig machten, und die den Menschen und die Welt von einem so weit entfernten Zustand schließlich bis zu dem Punkt führen konnten, an dem wir sie sehen.

Ich gestehe zu, daß – insofern die Ereignisse, die ich zu beschreiben habe, auf verschiedene Weise eingetreten sein können – ich mich nur mit Hilfe von Vermutungen für eine Wahl entscheiden kann. Aber abgesehen davon, daß diese Vermutungen zu Vernunftgründen werden, wenn sie die wahrscheinlichsten sind, die man aus der Natur der Dinge ableiten kann, und die einzigen Mittel sind, die man haben kann, um die Wahrheit zu entdecken, werden doch die Folgerungen, die ich aus meinen Vermutungen ziehen will, deswegen nicht bloße Mutmaßungen sein; denn auf den Prinzipien, die ich aufgestellt habe, könnte man kein anderes System errichten, das mir nicht dieselben Ergebnisse lieferte und aus dem ich nicht dieselben Folgerungen ziehen könnte.

Dies wird es mir ersparen, meine Überlegungen auszubreiten über die Weise, in welcher der große Zeitraum die geringe Wahrscheinlichkeit der Ereignisse aufwiegt; über die erstaunliche Macht ganz geringfügiger Ursachen, wenn sie ohne Unterlaß wirken; über die Unmöglichkeit, in der man sich einerseits befindet, bestimmte Hypothesen zu zerstören, obwohl man andererseits außerstande ist, ihnen den Grad der Gewißheit von Tatsachen zu geben; darüber, daß – wenn zwei real gegebene Tatsachen zu verbinden sind durch eine Folge von dazwischen liegenden Tatsachen, die

unbekannt sind oder dafür gehalten werden – es Sache der Geschichtsschreibung ist, wenn vorhanden, die verbindenden Tatsachen zu liefern; daß, wenn nicht, es Sache der Philosophie ist, gleichartige Tatsachen zu bestimmen, die jene verbinden können; schließlich darüber, daß auf dem Gebiet der Ereignisse die Ähnlichkeit die Tatsachen auf eine viel geringere Anzahl verschiedener Klassen beschränkt, als man sich vorstellt. Es genügt mir, diese Gegenstände meinen Richtern zur Betrachtung vorzulegen; es genügt mir, sie so dargestellt zu haben, daß die gewöhnlichen Leser sie gar nicht zu betrachten brauchen.